Literatur

GUY F. HERSHBERGER: Das Täuferertum, Erbe und Verpflichtung. Die Kirchen der Welt, Reihe B, Band II. Evangelisches Verlagswerk, Stuttgart 1963. 332 Seiten.

Das vorliegende Buch ist eine deutsche Übersetzung der bereits 1957 in den USA für Harold S. Bender erschienenen Festschrift «The Recovery of the Anabaptist Vision». Es vereinigt 24 Beiträge zur Geschichte und Theologie des Täuferertums, deren Zusammenstellung nach dem Titel offenbar das Ziel verfolgt, unter Verwertung von Ergebnissen der rasch fortschreitenden Täuferforschung zu einem möglichst vollständigen Bild des Täuferertums zu gelangen. Daß das Buch dieses Ziel nicht erreicht, liegt weniger an der unterschiedlichen Qualität der einzelnen Aufsätze, sondern vor allem an der Tendenz seiner wichtigsten Beiträge, die mit viel Eifer, aber wenig Sinn für historische Treue und Gefühl für Proportionen geschrieben sind.

Die allgemeine Richtung wird eingeschlagen durch Benders inzwischen berühmt gewordenen Vortrag über «Das täuferische Leitbild» (S. 31–54) aus dem Jahre 1943, der hier in dritter Auflage erscheint. Dieser viel beachtete Aufsatz des inzwischen verstorbenen Forschers ist zwar auf Grund der hier inaugurierten Blickrichtung genial, als wissenschaftliche Aussage aber doch mit einer erheblichen Verzerrung des historischen Tatbestandes belastet. Daß die entscheidende und notwendige Trennung von den Reformationskirchen darin gesehen wird, daß «die Brüder sich weigerten, das System des Staatskirchentums, wie es die Reformatoren aufbauten, anzunehmen» (S. 45), schiebt der Reformation eine Basis unter, die sie in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts überhaupt nicht gehabt hat. Der historischen Sicht entspricht die theologische, die «das Bestehen auf Trennung von Gemeinde und Welt» zu «den höchsten Normen des Neuen Testaments» (S. 48) zählt. Weder das eine noch das andere kann überzeugend begründet werden. Zudem wird «das täuferische Leitbild» überbetont und einseitig aus nur gewissen Bereichen des frühen Schweizer Täuferertums gewonnen. Bender und seine Schüler haben kein Gefühl dafür, daß die im Leitbild angelegte, viel besungene Trennung von Kirche und Staat zu diesem Zeitpunkt eine historische Utopie war, die darum gerade bei den Täuferselbst wieder im Gottesreich von Münster 1534/35 zu der einzigen absoluten Synthese von Kirche und Staat im 16. Jahrhundert führen mußte. Erst Calvin wird in realistischer Einschätzung der historischen Möglichkeiten den dann erfolgreichen Kampf um die Freiheit der Kirche vom Staat einleiten. Aus Benders Idealisierung des frühen Täuferertums folgt, daß in seiner Schule und bei ihm selbst die historische Bedeutung von Menno Simons, der nicht nur die Katastrophe von Münster überwand, sondern auch die stabilen Gemeinden gründete, die zu einer kirchen- und geistesgeschichtlichen Kontinuität befähigt wurden, kaum in den Blick kommt.

Freilich sind nicht alle Beiträge des Buches von Benders «Leitbild» geprägt. Hervorragend ist Fritz Blankes bekannter Aufsatz «Täuferertum und Reformation» (S. 55–66), der an dieser Stelle keiner besonderen Empfehlung bedarf. Zu den besten Stücken des Buches gehört auch die Darstellung der frühen holländischen Täufer (S. 67–79) aus der Feder des niederländischen Historikers N. van der Zijpp, die die theologische Mannigfaltigkeit des Täuferertums im Auge behält und vor allem der Bedeutung von Dirk Philips und Menno Simons ihr historisches Recht zuerkennt. Die meisten folgenden Aufsätze vermögen sich jedoch nicht mehr auf diesem

Niveau zu halten. John H. Yoders Ausführungen über den prophetischen Dissent der Täufer (S. 89–100) beruhen auf den historischen Fehlern von John Horsch, die schon vor über 30 Jahren von Leonhard von Muralt (Zwingliana, Bd. VI, 1934, S. 65–85) aus den Quellen widerlegt wurden, wie etwa die These, «daß bald nach Januar 1523 in der Haltung Zwinglis ein radikaler Wandel eintrat» (S. 91). Auch so kühne Behauptungen, daß die Reformatoren sich für «die verfolgende Staatskirche» entschieden, oder die Ausschaltung aller täuferischen Vertreter und Gruppen, die nicht in das ideale Leitbild passen (S. 90 und 93), erwecken wenig Vertrauen zur Objektivität der historischen Voraussetzung. Wer Yoders Buch «Täufer- tum und Reformation in der Schweiz» (1962), dessen Vorarbeit dieser Aufsatz ist, kennt, der weiß, daß hier willkürliche Voraussetzungen das Ergebnis antezipieren, das «in der grundsätzlichen Frage» besteht, «wer denn eigentlich im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts Sekte gewesen sei: die protestantischen Staatskirchen ... oder die Täufer...» (S. 176f.). Wie diese Frage zu beantworten ist, kann nicht zweifelhaft sein, da doch «die drei großen Reformatoren der ersten Generation, Luther, Zwingli und Bucer, am Lebensende von Zweifeln heimgesucht wurden, ob denn ihr Leben lohnend gewesen sei» (S. 98). Dem ist nicht mehr viel hinzuzufügen.

Einen Versuch gewaltsamer Aktualisierung unternimmt Franklin H. Littell in seiner Beschreibung des täuferischen Kirchenbegriffs (S. 115–129), den man aber kaum als geglückt bezeichnen kann. Die S. 124f. zitierte Barmer Erklärung von 1934 oder der Deutsche Evangelische Kirchentag haben nun wirklich nichts mit dem täuferischen Kirchenbegriff zu tun. Und was soll dieser Satz eigentlich heißen: «Diejenigen, deren feste biblische Überzeugung sie zum Widerstand gegen den Nationalsozialismus veranlaßt hatte, begriffen nach dem Kriege nicht, daß die Freikirche als klare Alternative vor ihnen stand, eben als eine, die in ihrer klassischen, d. h. täuferischen Form [...] jene kirchliche Integrität darstellte, auf die man hingestrebt hatte?» (S. 127). Offenbar haben sich bei den Täuferforschern die Perspektiven des historischen Urteils nicht nur für das 16., sondern auch für das 20. Jahrhundert erheblich verzerrt. Denn wie könnte man sonst der deutschen Bekennenden Kirche täuferische Ideale unterschieben? Daß Littell demgegenüber von «calvinistischer Staatskirche» (S. 123) redet, bestätigt nur die hier vorhandene Begriffsverwirrung.

Der Beitrag von Cornelius Krahn über «Das Täufer- tum und die niederländische Kultur» (S. 219–234) und derjenige von Mary E. Bender über «Die Täufer des 16. Jahrhunderts in der Literatur» (S. 235–248) sind kaum mehr als Zusammenstellungen von Notizen. Krahn hat die Konsolidierung des niederländischen Täufer- tums durch Menno Simons und Dirk Philips (der bei Krahn noch nicht einmal genannt wird) als die wesentliche historische Voraussetzung überhaupt nicht beachtet. Bei Mary E. Bender handelt es sich um bibliographische Anmerkungen, die, um ein bekanntes Beispiel zu nehmen, etwa erläutern, daß Gottfried Kellers Zwingli-Novelle «Ursula» «sowohl historisch wie ideologisch eine totale Falschdarstellung des Täufer- tums» sei (S. 242). Der Beitrag von John S. Oyer über «Die Reformatoren als Gegner der täuferischen Theologie» (S. 195–208) ist durch die verschiedenen Forschungsergebnisse von Heinold Fast inzwischen überholt worden.

Es ist im Rahmen dieser Rezension unmöglich, auf alle Beiträge des Buches einzugehen. Es lohnt sich auch nicht. Auch die meisten übrigen Abhandlungen vermögen den der Materie Kundigen nicht zu überzeugen. Außer den eingangs genannten historischen weisen nur noch die beiden letzten Aufsätze von Roland H. Bainton «Der täuferische Beitrag zur Geschichte» (S. 299–308) und von Paul Peachey «Die gegenwärtige Wiedergewinnung des täuferischen Leitbildes» (S. 309–

321) wirklich wissenschaftliches Format auf und liefern Ansätze zu einer fruchtbaren Diskussion.

Man legt das Buch mit sehr zwiespältigen Gefühlen aus der Hand. So dankbar man sein möchte für einen umfassenden Blick in einen wenig bekannten, weil lange gemiedenen Bereich der Kirchengeschichte, so sehr wird man enttäuscht durch die meisten Aufsätze dieses Buches, weil die historischen und theologischen Konturen zu stark verwischt werden. Das Buch hält nicht, was sein Titel verspricht. Erbe und Verpflichtung des Täuferiums sind nicht dadurch erschließbar, daß das Ideal der urchristlichen Freiwilligkeitskirche in das frühe schweizerische Täuferium hineinprojiziert wird. Die von Ernst Troeltsch eingeleitete und an sich richtige Methode der Differenzierung von nebenkirchlichen Gruppen darf nicht dazu mißbraucht werden, daß unter Eliminierung alles Ungebetenen ein Idealtypus zusammengebastelt wird. Zum Bild des frühen Schweizer Täuferiums gehören nicht nur Conrad Grebel und Felix Manz, sondern auch der in der Schwertfrage abweichende Balthasar Hubmaier, selbst ein Spiritualist und Antitrinitarier wie Ludwig Hätzer und ebenso die Appenzeller Enthusiasten und St. Galler Libertinisten. Die täuferische Geschichtsschreibung wird erst dann Erbe und Verpflichtung wahren, wenn sie die ganze Skala täuferischer Phänomene – und dazu gehört auch die Katastrophe von Münster 1535 – in ihr Gesichtsfeld einbezieht und vor allem der Überwindung des münsterschen Debakels durch das niederländische Täuferium als der größten Tat ihrer Geschichte historisch so gedenkt, wie sie es verdient.

Joachim Staedtke